

Eine kleine Kriegslift.

Novelle aus Joh. Seb. Bach's Leben. Von Max Kemper-Hochstädt.

Es war am Morgen eines schönen Augusttages des Jahres 1717. In jenem einfachen Stubzimmer zu Weimar saß der herzogliche Konzertmeister und Hoforganist Johann Sebastian Bach sinnend und las noch einmal aufmerksam das Schreiben durch, das er soeben erhalten hatte und das folgenden Inhalt hatte: „Ehrenreifer und hochgelahrter Freund! Ich komme ich mit einer ganz extraordinären Supplik zu Euch und habe die Confidence, daß Ihr mich erhören werdet. Bitte demnach aufzumerken: Vor kurzem ist der berühmte Klavier-Spieler und Organist Marchand aus Frankreich in unserer kurfürstlichen Residenz Dresden eingetroffen und hat bei Hofe durch seine Virtuosität solche Furore gemacht, daß S. Majestät gerührt haben, falls er dableiben und in kurfürstlich sächsische Dienste treten wolle, eine ansehnliche Besoldung von mehr als 1000 Thaler zu garantiren. Ich desideriere nun nichts sehnlicher als diesem eiteln, arroganten Franzos eine Lektion zu theil werden zu lassen, und bei seinen Kompatrioten als der größte Degen- und Klaviervirtuos der Welt gilt. Da ich nun weiß, um wie viel höher das musikalische Ingenium meines Freundes Johann Sebastian Bachens steht, als das dieses toletten und süßfiananten Ausländers, so bitte ich Euch, sich allsobald per Extrapost nach Dresden aufzumachen, um ihn, wie es sich gehört, aus dem Felde zu schlagen und die deutsche Kunst zu Ehren zu bringen.

Der Wohlgelehrte ergebenster Freund und Diener Jean Baptiste Volumier, kurfürstlich sächs. Konzertmeister.

Als der ehrenfeste Herr Bach diesen Brief zu Ende gelesen, stand sogleich sein Entschluß fest; er rief seine Eheleute, Frau Barbara, herein und erklärte ihr, daß er sie am Nachmittag auf einige Zeit verlassen müßte. Alle ihre Einwendungen schneit er mit den in entscheidendem Tone gesprochenen Worten ab: „Er hat recht, der „amicus“, es gilt die deutsche Kunst zu Ehren zu bringen.“

Einige Stunden später befand sich der Konzertmeister bereits auf dem Wege nach Dresden. Nach mühseliger, langwieriger Fahrt fuhr die wacklige Postkutsche durch die Thore der kurfürstlichen Residenz ein, und nicht lange darauf betrat Herr Bach das Haus seines Freundes Volumier. Sie hatten sich eine Reihe von Jahren nicht gesehen und so war denn die Freude sehr groß, und immer und immer wieder umarmte Herr Volumier seinen bei weitem jüngeren Kunstgenossen auf's herzlichste.

„Ihr werdet leider in meinem Hause einige traurige „mutationes“ antreffen“, sagte er endlich, „meine Eheleute hat mich vor zwei Jahren für immer verlassen, und so ist ihm meine Tochter Barbara mein einziger Trost.“ Barbara, rief er, „sieh nur, wer hier angekommen ist.“

Ein holdseliges Mägdlein von ungefähr 17 Jahren war bei diesen Worten eingetreten und nach den Fremden mit erstaunten Blicken. Auch Herr Bach war höchlichst verwundert; hatte er sie doch zuletzt als kleines Mädchen gesehen, und nun stand vor ihm eine kolossale Jungfrau in sonziger Schöne. Trotzdem entging es seinem scharfen Auge nicht, daß über ihrem ganzen Wesen eine stille Schwermuth ausgebreitet lag. Als die Demoiselle hinausgegangen war, theilte Herr Bach seinem Freunde die Beobachtung mit.

„D, das thut nichts“, meinte Herr Volumier, „das mag sich wohl bald wieder geben. Die Jungfer hat sich nämlich vor einiger Zeit vergafft, und zwar in einen winzigen Mosj, der sich Cannabich nennt, in der Gasse schräg über moht und seines Weidens ein Chirurgus ist. Ich habe eine Aversion gegen die ganze Kategorie, seitdem ein solcher Quacksalber meine Eheleute zu Tode kurirt hat.“

„Ihr fürchtet, Meister Volumier“, drohte ihm Bach lächelnd, „Ihr werdet alle in einen Topf.“

„Ganz gleich, ich will nun einmal von diesen Musjös nichts wissen, und die Jungfer muß sich ein für allemal bescheiden.“

Unterdes kam die Demoiselle zurück und füllte herrlichen Rheinwein in die Römer. Da stand Herr Volumier auf, hob das Glas in die Höhe und sagte: „Teutsche Kunst, teutsche Musik über alles!“ und damit leerte er es auf einen Zug bis zur Neige.

„Ihr glaubt ja gar nicht, Meister Bach“, fuhr er fort, „was für eine exorbitante Freude Ihr mir mit Eurer Herkunft macht, und ich kann es gar nicht erwarten, bis Ihr diesen faden und seichten Patron sammt seinen blendenden „Naiserien“ aus dem Feld schlägt. Faktisch, ich kann es kaum erwarten, und ich will allsobald unsern allergnädigsten König und Kurfürsten von Eurer Ankunft in Kenntniß setzen. Barbara, bringe mir mein Staatskleid! Kopf hoch, Mädchen, Kopf hoch, und amüßte unsern illustren Gast, bis ich wiederkomme. Ades gehabt Euch wohl, Meister Bach!“

Und fort war er. Worlos lehnte die Demoiselle am Fenster, während Herr Bach sie lächelnd von der Seite betrachtete. Schließlich unterdrückte er das Schweigen mit den Worten: „Geh's Ihr denn wirklich so nahe, Jungfer Barbara?“

Bei dieser plötzlichen Anrede schrak sie zusammen, und Thränen rannen ihr über die Wangen. „Hat Sie ihn denn sehr lieb, den Mosj Cannabich?“ fuhr er fort. „Sehr, sehr lieb“, entgegnete sie leise. „Und der gestrenge Herr Vater will absolut nichts davon wissen?“ „Er hat ihm die Thüre geöffnet.“ „Und die Jungfer meint, daß ihr ganzes Lebensglück davon abhängt, ob sie den Mosj kriegt oder nicht kriegt?“ „Ohne ihn möchte ich am liebsten sterben!“

„Nun, nun“, sagte er begütigend, „die Jungfer nimmt die Sache zu tragisch. Vertraut Sie mir, so glaube ich, den Herrn Vater noch umstimmen zu können.“

„D, da kennt Ihr ihn schlecht“, seufzte sie. „Nun, vielleicht gelingt es doch“, sagte Herr Bach, geheimnißvoll lächelnd, „zeige die Jungfer mir nur genau, wo der Herr Chirurgus wohnt. Ich will die kurze Frist, bis der Herr Vater zurückkommt, dazu benutzen, den Mosj kennen zu lernen.“

Als Herr Volumier vom Schlosse heimkehrte, sah Meister Bach schon wieder auf dem gekümmerten Sofa und das, als wenn in der Zwischenzeit nichts vorgefallen wäre. „Denk Euch nur, „amicus“, rief Volumier jubelnd, „der König hat die Nachricht allergnädigst aufgenommen. Er verspricht sich von Eurem Renontré mit Monsieur Marchand ein hohes Divertissement und ladet Euch zu dem morgigen Hofkonzert huldvollst ein. Ich sehe schon in meinem Geiste Euren Triumph!“

Am nächsten Abend wurden die beiden Musici in einer prachtvollen Hofequipage abgeholt und zu dem Schlosse geführt, in dem August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, residierte. In dem hohen, von Marmor und Goldstud strohenden Saale hatte sich eine glänzende Versammlung eingefunden, um dem Spiele des berühmten Franzosen zu lauschen.

Auf erhöhter Estrade hatte der König auf seinem Thronsessel Platz genommen und gab das Zeichen zum Beginn des Konzerts. Darauf trat Marchand geschmeidig und gebieterisch ein, ging mit zierlichen Schritten durch den Saal, machte eine tiefe Reverenz und setzte sich an den Flügel. Nach der Manier seines Lehrers Couperin trug er, dem augenblicklichen französischen Geschmack folgend, ein kleines Liedchen vor, das er auf die verschiedenste Weise geschickt variierte. Und so war es kein Wunder, daß seine seltene Fertigkeit und seine gelebte Spielweise die gebührende Anerkennung ernteten. Der König lächelte ihm gnädig zu, und so schritt er stolz erhobenen Hauptes durch die Reihen im Vollgefühl befriedigter Eitelkeit. Doch mitten im Gehen hielt er inne, als er den König plötzlich sagen hörte:

„Nun soll zur Awechslung auch Monsieur Bach seine Kunst veruchen.“ Marchand stand erstaunt. Sollte wirklich jemand die Dreistigkeit besitzen, an dem Flügel Platz zu nehmen, nachdem er, der große, göttliche Marchand, darauf gespielt? Nie hatte er von einem Monsieur Bach gehört, und dieser sollte es wagen? Das war ja geradezu „ribicule!“ Mit geringfügigem Köcheln blickte er nach der äußersten Ecke des Saales, von wo sich jetzt ein schlichter Mann erhob, mit etwas unsicheren Schritten durch die Reihen der Cavaliers und Damen schritt, die in neugierig musterten, und sich nach einer ungeschickten Verbeugung an's Klavier setzte.

Doch was war das? Welch' merkwürdige Fertigkeit und Sicherheit zeigte der fremde Mann? Staunend blickte sich alles vor, um von diesem wunderbaren und bisher nie gehörten Spiel keinen Ton zu verlieren. Das klang wie Meolsharfen und dann wieder wie Posaunen des jüngsten Gerichts. Mit einem kurzen, meisterhaften Präludium setzte Bach ein, und dann ging er rasch zu dem von Marchand vorgelegenen Liedchen über. Mit einer ganz neuen, unübertrefflichen Kunst variierte er das winzige Thema noch zwölfmal auf die mannigfaltigste, interessanteste Weise. Mit verblüffendem Reid und Aerger hörte ihm der Rival zu. Doch als Bach geendet, da erhob sich nach dem Beispiel des Königs ein unbeschreiblicher Jubel. Die Begeisterung war auf dem Höhepunkt angelangt, und nun wollte man durchaus das Spiel der beiden Meister vergleichen. Doch vergebens suchten Lakaien den Monsieur Marchand, und hatte sich bereits nach Hause getrottelt.

Im Triumph führte Volumier seinen Freund in sein Heim zurück. Am nächsten Morgen, als Demoiselle Barbara das Frühstück vor die beiden hielt, sagte Volumier zu seinem Gaste:

„Lieber Meister, Euer Triumph war groß, aber noch nicht vollständig, und wenn Ihr meinem Rathe folgen und die Gnade des Königs erringen wollet, so invitiret Monsieur Marchand durch ein artiges Schreiben zu einem förmlichen Wettkampf; bittet ihn, Euch hierbei beliebige musikalische Thematika aufzugeben, um solche erkempore durchzuführen. Wo hingegen Ihr das nämliche mit ihm thun sollet.“

Herr Bach war hierzu bereit und schickte durch einen Boten ein überaus amabiles Schreiben nach dem Quartier des gallischen Virtuosen. Nach einer Stunde schon kam der Boten mit einem Bisset Marchands zurück, worin dieser die Forderung Bach's annahm.

Hierauf machte Herr Volumier sich sofort hocherfreut auf den Weg zum König, und dieser bestimmte, daß der Wettstreit zwischen deutscher und französischer Kunst am darauffolgenden Abend im Hause des Staatsministers Grafen Flemming vor sich geben sollte. Während Volumier sich im Schlosse befand, benutzte Demoiselle Barbara die Zeit, um nach ihrem Liebhaber zu fragen.

„Ich habe Monsieur Cannabich“, sagte Herr Bach, „kennen und schätzen gelernt, er ist ein junger Mann von inneren und äußeren Vorzügen, von irdenen Sitten und großen Kenntnissen.“

„Ach, ich habe trotzdem keine Hoffnung“, sagte das junge Mädchen. „Nur verliere die Jungfer nicht die Geduld“, entgegnete Herr Bach. „Es wird noch alles gut werden.“ Am Nachmittag des nächsten Tages, an dem das große Ereigniß stattfinden sollte, schritt Herr Volumier unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Noch fehlten zwei Stunden bis zum festgesetzten Konzert, doch schon war er fix und fertig angekleidet, und alle Minuten klopfte er an die Thüre seines Gastes, um ihn zur Eile anzutreiben. Er schwelgte schon im Vorgefühl des Hochgenusses, diesen aufgegebenen und gedachten Franzosen von seinem genialen Freunde gebemüthigt zu sehen. Plötzlich hörte er einen dumpfen Fall. Kein Zweifel, das Geräusch war aus dem Gemache seines theuren Gastes gekommen. Rasch rannte er hinüber und fragte durch die Thüre:

„Monsieur Bach, es ist Euch doch nichts arriert?“ „Allerdings“, lautete die in kläglichen Tone gesprochene Antwort, „tretet näher, „amicus“, mir ist sehr übel!“ Erschrocken öffnete Volumier die Thüre und fand seinen Gast mit schmerzverzerrtem Antlitz auf dem Sofa sitzen. Mit der Linken hielt er den rechten Arm in die Höhe, dessen Hand schlief herunterhing. „Was ist denn passiert?“ schrie er entsetzt.

„Ich bin soeben ausgeglitten und habe mir die Hand verstaucht!“ „Ist es möglich! Ja, das wird Euch doch aber am Klavierspiel hindern!“ „Daran ist gar nicht zu denken! Oh, oh, wie das schmerzt, wie das schmerzt!“ „Aber um Gottes Willen, was soll denn aus Eurer Wettstreit werden? Jener Mann wird glauben, Ihr habt die Confidence verloren, ja, was sage ich, der König, der ganze Hof wird das glauben! Und ich, ich werde in Ungnade fallen, oh, es ist nicht auszuwenden!“

„Ja, was soll ich thun?“ „Ist's denn wirklich so schlimm? Meint Ihr nicht, Meister, daß es sich kuriren läßt?“ „Schwerlich in so kurzer Zeit. Und dann, wo hätte Ihr so schnell einen Chirurgen her?“ „Einen Chirurgen?“ schrie Volumier mit neuerwachte Hoffnung. „Allerdings hat' ich einen — das heißt — in der That — wartet einen Moment, gleich bin ich wieder hier, O, Unglück!“

Fort war er, und Monsieur Bach schaute ihm mit seltsamem Lächeln nach. Schon wenige Minuten später kam er in Begleitung des jungen Chirurgen Cannabich zurück und bat ihn, die Hand Bach's zu untersuchen. Monsieur Cannabich that dies sehr gründlich und erklärte schließlich, ernst den Kopf schüttelnd:

„Eine arge Verstauchung, die Sache liegt sehr komplizirt.“ „Betrachtet sich der Monsieur, sie schnell zu kuriren?“ unterbrach ihn Volumier ungeduldig. „Ich habe allerdings“, entgegnete Herr Cannabich, „eine unfehlbare Wirtbeur bei mir; falls ich damit das Handgelenk von Monsieur Bach einlaube, würde er seine Hand sofort wieder gebrauchen können. Doch die Mixtur ist sehr theuer.“

„Ich hieße 10 Louisdor!“ rief Herr Volumier. „D, so billig kommt Monsieur Volumier nicht weg“, sagte Cannabich lächelnd und machte Anstalt, wieder zu gehen. „15 Louisdor!“ rief Volumier wieder. „Gebt Euch keine Mühe“, entgegnete der junge Mann. „Und bittet Ihr mir Euer ganzes Vermögen, meine Kunst wäre mir dafür nicht feil.“

„Nun, was verlangt Ihr denn?“ „Eure Tochter, Herr!“ „Unerschämter!“ „Gebabt Euch wohl!“ Schon war er an der Thüre. „20 Louisdor!“ „Gebabt Euch wohl!“ Er öffnete die Thüre.

„Aber so rennet doch nicht gleich davon. Ihr seid ein Hühkopf. Vielleicht — man kann ja nicht wissen — und Ihr meint, daß Ihr die Hand sofort heilen werdet?“ „Gewiß!“

„Was jaget Ihr dazu, Monsieur Bach?“ „Ich sage, daß die Zeit drängt, und daß Mosj Cannabich, falls er dieses Wunder fertig bringt, sicher Eurer Tochter würdig ist.“

„Nun denn, Herr Chirurgus, falls es Ihm gelingt — hier meine Hand darauf, die Barbara wird sein!“ Auf dieses Versprechen hin zog Monsieur Cannabich ein Salbentöpfchen hervor und bestrich sorgfältig die verunglückte Hand des Herrn Bach. Schon nach fünf Minuten sprang dieser empor, fuhrstelte mit der rechten Hand in der Luft herum und rief ladend:

„Wunderbar, wunderbar, Ihr seid ein Gezenmeister, Monsieur Cannabich, ich kann meine Hand bewegen, als wenn nichts arriert wäre!“ „Fürwahr, ein großes Mirakel!“ rief auch Volumier freudestrahelnd, „jetzt erit sehe ich, was der Monsieur hier, er sei mir als Eidam willkommen!“

Auf dieses Wort schien draußen Demoiselle Barbara nur gewartet zu haben, denn plötzlich ward die Thüre aufgerissen, und die beiden jungen Leute lagen sich jubelnd in den Armen. „Doch nun ist's die höchste Zeit!“ rief Vater Volumier, „der König wartet, die Staatskarosse steht schon unten, kommt, Meister Bach!“

Wieder war die Elite von Hofleuten verammelt, diesmal in dem Palaste des Grafen Flemming, und erwartete mit aufgeregter Spannung den bevorstehenden Wettkampf. Nun trat Bach ein. Heute begab er sich mit festen, sicheren Schritten an den Flügel. Der Rival war noch nicht anwesend, und vergebens harrete man die nächste halbe Stunde auf ihn. Das Auditorium wird ungeduldig, und der König gibt sein höchstes Mißfallen über diese unentschuldigste Veräumniß zu erkennen. Graf Flemming befindet sich als Gastgeber in größter Verlegenheit und schickt schließlich einen Kurier nach Marchands Wohnung, um ihn auf alle Fälle, lebend oder todt, sofort herbeizubringen. Doch als der Kurier zurückkommt und seine Meldung abstatet, da bricht der König und sein ganzer Hof in ein unaussprechliches Gelächter aus: Monsieur Marchand hatte Ehren, reich und die Stellung und — „Ist gut, ist gut!“ — Wettkampf im Stich gelassen und französischen Abschied genommen. Er war bereits am frühen Morgen mit der Extrapost aus Dresden abgejogen. So mußte sich Bach allein an den Flügel setzen, und wahrlich, nie hatte er meisterlicher gespielt, als an jenem Abend. Der König war außer sich, pries laut seine „taufelshühner“ Kunst und entließ ihn huldvollst, wobei er ihm ein Geschenk von 100 Louisdor versprach.

Im Hause Volumiers wurde aber bis späte in die Nacht hinein der Triumph des Meisters zugleich mit der Verlobung Barbaras gefeiert, die ihm voll Dankbarkeit zujubelte. Nie aber hat Vater Volumier erfahren, daß die Wunderkur seiner Schmeißerjohnes — nur eine Kriegslift war.

ein Gezenmeister, Monsieur Cannabich, ich kann meine Hand bewegen, als wenn nichts arriert wäre!“ „Fürwahr, ein großes Mirakel!“ rief auch Volumier freudestrahelnd, „jetzt erit sehe ich, was der Monsieur hier, er sei mir als Eidam willkommen!“

Auf dieses Wort schien draußen Demoiselle Barbara nur gewartet zu haben, denn plötzlich ward die Thüre aufgerissen, und die beiden jungen Leute lagen sich jubelnd in den Armen. „Doch nun ist's die höchste Zeit!“ rief Vater Volumier, „der König wartet, die Staatskarosse steht schon unten, kommt, Meister Bach!“

Wieder war die Elite von Hofleuten verammelt, diesmal in dem Palaste des Grafen Flemming, und erwartete mit aufgeregter Spannung den bevorstehenden Wettkampf. Nun trat Bach ein. Heute begab er sich mit festen, sicheren Schritten an den Flügel. Der Rival war noch nicht anwesend, und vergebens harrete man die nächste halbe Stunde auf ihn. Das Auditorium wird ungeduldig, und der König gibt sein höchstes Mißfallen über diese unentschuldigste Veräumniß zu erkennen. Graf Flemming befindet sich als Gastgeber in größter Verlegenheit und schickt schließlich einen Kurier nach Marchands Wohnung, um ihn auf alle Fälle, lebend oder todt, sofort herbeizubringen. Doch als der Kurier zurückkommt und seine Meldung abstatet, da bricht der König und sein ganzer Hof in ein unaussprechliches Gelächter aus: Monsieur Marchand hatte Ehren, reich und die Stellung und — „Ist gut, ist gut!“ — Wettkampf im Stich gelassen und französischen Abschied genommen. Er war bereits am frühen Morgen mit der Extrapost aus Dresden abgejogen. So mußte sich Bach allein an den Flügel setzen, und wahrlich, nie hatte er meisterlicher gespielt, als an jenem Abend. Der König war außer sich, pries laut seine „taufelshühner“ Kunst und entließ ihn huldvollst, wobei er ihm ein Geschenk von 100 Louisdor versprach.

Im Hause Volumiers wurde aber bis späte in die Nacht hinein der Triumph des Meisters zugleich mit der Verlobung Barbaras gefeiert, die ihm voll Dankbarkeit zujubelte. Nie aber hat Vater Volumier erfahren, daß die Wunderkur seiner Schmeißerjohnes — nur eine Kriegslift war.

der Parast.

Novellette von J. S. Rosenh.

Als der kleine dicke Mann das Rauchzimmer verlassen hatte, sagte der große Sigismund:

„Du lieber Gott, ich gebe gerne zu, daß die Welt nicht ohne Parastiten leben kann. . . aber der Parastit muß seine Schmarogerei doch mit irgend etwas begahlen. Mit Geißt, Verdienst, Gehalt oder einem klangvollen Namen. Aber dieser schlechtgeleitete, schwigame, unbedeutende, kleine Mann, der noch dazu den eigentümlichen Namen Garase führt, wozu empfängt man den eigentlich?“

„Zum Vergnügen“, rief der Gastgeber. „Das ist der ideale Tischgast. Der einzige, der, sobald er einmal bei Tische ist, ganz bei seiner Sache ist, der im Duft des Feiliches im Parfum der Früchte und im Bouquet der Weine einen vollendeten Genuß findet. Man muß ein Herz von Stein haben, um nicht ein Gefühl der Befriedigung darüber zu empfinden, daß man seinen Nächsten thätiglich für eine Stunde glücklich macht, daß die Mahlzeit, die andere zerstreut herunterzuschlingen, wenigstens für einen der Gäste einen aufrichtigen Genuß bildet. In so manchen Tagen, an denen man sich die lebhafteste Mühe gegeben hat, das Zarteste, Seltenste, Schmackhafteste aufzutreiben, sieht man oft eine Tafel von Halbgeistigen, von Frauen, die einen Liebeskummer haben, von Männern, die an der Börse verloren haben, kurz und gut, man sieht Leute bei Tische, die gewissermaßen aus Höflichkeit essen oder aus getathewohl heruntertrinken, was man ihnen vortzt. Bei Garase ist das nicht zu befürchten. Rein Raffinement der Zubereitung entgeht seinem geläuterten Geschmack, für kein Aroma bleibt er gefühllos.“

„Was mich anbeht“, entgegnete Jacques Antiques, der in einem Winkel des Zimmers stand, „so liebe, ich die Parastiten über alles. Sie stiften mir eine fast geheimnißvolle Sympathie ein, und ihr sollt erfahren, warum Ihr werdet sehen, daß ich meinen Grund dazu habe. . . Vor etwa acht Jahren war mein Vater an einem jener neuen Unternehmungen betheilig, die aus der stets nachdringenden Verbreitung des Automobilsports hervorgegangen sind. Das Unternehmen ging von vorn — bar, und wir waren in Begriff, Millionen zu erwerben. Mein Vater war darüber keinen Augenblick im Zweifel, er war ein Optimist und sah alles im schönsten Glanze. Er trieb einen großen Aufwand, den er übrigens als gute, gesunde Bekam betrachtete. Ich weiß nicht, mein lieber Jaganin, fuhr er, sich an einen der anderen Gäste wendend, fort, „ob er über die Parastiten dieselbe Ansicht hat, wie Sie, oder ob er sie als ein nützliches Element betrachtete.“

Jedenfalls empfingen wir eine Unmenge solcher Leute in unserem Hause. Unter der Schaar befand sich auch ein alter Mann, groß und dünn wie Wol-

taire, schweigsam, sah, etwas abge- schabt, der fast alle unsere Empfänge und alle unsere Diners mitmachte. Mein Vater empfing ihn mit herzlicher Güte und sorgte dafür, daß er nie an das Ende des Tisches verbannt wurde. Offenbar bekämpften sich alle irdischen Genüsse für diesen Mann auf die Kunst des Koches. Ein gutes Gericht verbannte ihn förmlich zu einem anderen Geschöpf. Seine Augen strahlten Funken, seine Nasenlöcher zitterten heftig, und ein verzücktes Lächeln huschte über sein starrtes Gesicht. Ich war damals noch sehr jung. Gern machte ich mich über den guten Mann lustig, aber nie in Gegenwart meines Vaters; denn das einzige Mal, wo ich mir gegen ihn eine satirische Bemerkung erlaubte, hatte er mich, wie man zu sagen pflegt, gehörig abfallen lassen und zwar im Beisein von zehn Personen. Ich ließ mir das gesagt sein. Trotzdem fand ich die Anwesenheit dieses seltsamen Gastes thöricht, lächerlich, ja fast peinlich. Meine Mutter war auch meiner Meinung und machte manchmal meinem Vater Vorwürfe, der mit unerschütterlichem Gleichmuth entgegnete: „Der Mann gehört zu meinem Luxus.“

Um diese Zeit trat eine Krise ein. Niemand hatte sie vorausgesehen, es ist ja einmal die Eigenthümlichkeit der Krisen, immer unerwartet zu kommen. Diese Krise richtete furchtbare Verwüstungen an, und sogar das reiche Amerika wurde von ihr erschüttert. Mein Vater widerstand dem Ansturm zuerst mit Erfolg. Dann aber kam ein Sturm, ein allgemeiner Zusammenbruch griff Platz; ein wahrer Orkan von Bankerrotten verheerte den Platz, und eines schönen Tages hing die ganze Zukunft unseres Hauses von der Summe von 30,000 Francs ab. Das ist nichts, 30,000 Francs, und zwei Monate früher hätten wir über diese Summe noch gelächelt.

Ein Verlust, ein Ausfall trat zu dem andern, und so repräsentirten diese 30,000 Francs eine größere Summe, als es zu anderer Zeit eine halbe Million gewesen wäre. Um so mehr, da der Reid und der böse Wille der Konkurrenz sich immer hemmend in den Weg stellte. Trotz seines gewöhnlichen Optimismus sah sich mein Vater genöthigt, uns zu sagen:

„Wir sind verloren!“ Schade. Noch vier Tage, und wir hätten das Ende der Krisis erlebt. Unsere Sorgen hätten dann mit einem Schlage ein Ende gehabt. Er lief den ganzen Tag herum, klopfte an alle Thüren, doch überall stieß er auf jenes dumpe Mißtrauen, das schon so manchem kaufmännischen Unternehmen zu Grabe geläutet hat. Abends kam er erschöpft, mit blutunterlaufenen Augen, müdem Gesicht nach Hause und wiederholte mit zitternden Lippen:

„Wir sind verloren, wir sind verloren.“ Was verbrachten wir für eine fürchterliche Nacht! Keiner von uns dreien konnte schlafen. Schon um 5 Uhr hatten wir uns von unseren Betten erhoben, hatten uns, meine Mutter und ich, in das Arbeitsstübchen geflüchtet und sahen dort in gräßlicher Niedergeschlagenheit. Mein Vater ging mit entstellten Zügen und mild flackernden Augen auf und ab und zermarterte sich den Kopf nach einem möglichen Ausweg; nichts fand er. . . die Stunde rückte heran, wo die erste Post fällig war, wir waren dem Entsetzen nahe; hatten wir doch nichts anderes, als nur schlechte Nachrichten zu erwarten.

„Gnädiger Herr“, sagte einer der Diener, „der Briefträger ist da.“ „Werthbriefe“, sagte der Postbeamte und machte ein fröhliches Gesicht. „Wir glauben, es wären einige jener kleinen Zahlungen, wie wir sie tagtäglich erhielten, und mein Vater ging zu dem Beamten, um zu quittiren. Als er aber die Aufschrift las, wurde er blaß, wie ein Todter.

Ich trat hinter ihn und sah in seinen zitternden Händen drei Geldbriefe, drei Briefe mit je 10,000 Francs.

Mein Vater hatte sich gesetzt, die Beine verpackte ihm den Dienst, und er stammelte mit ratter Stimme: „Mein Gott, mein Gott!“

Als der Briefträger fort war, fanden wir zunächst kein Wort, wir wußten selbst nicht, was wir uns sagen sollten.

Wäre jemand unvermuthet eingetreten, er hätte glauben können, ein schreckliches Unglück wäre uns widerfahren, so sehr hatte uns die Freude erschüttert. Endlich zerrte mein Vater die Koubertis, legte 30 Tausend Francscheine auf seinen Schreibtisch und entfaltete den beigefügten kleinen Brief, der nur die wenigen Worte enthielt:

„Ein Mann, der absolutes Vertrauen zu Ihnen hat, leih Ihnen diese Summe. Er wird sie in einem Jahre von Ihnen zurückfordern.“ Die Handchrift war uns nicht bekannt. Mein Vater drehte den Brief hin und her, murmelte dann mit Thränen in den Augen:

„Es gibt doch noch brave Menschen auf der Welt!“ Wie ich bereits gesagt, die Krisis ging zu Ende. Die 30,000 Francs reichten hin, um uns zu retten. Es fand ein glänzender Umschwung statt,

die Bestellungen strömten förmlich, Auktionen, die wir für verloren gehalten, wurden uns in der ehrenhaftesten Weise bezahlt. Sechs Monate später stand unser Haus wieder groß da, ein Jahr später hatten wir unser Unglück fast vergessen. Doch unser Wohlthäter blieb unbekannt und zeigte sich nicht. Umsonst strengte mein Vater sein ganzes Denkbemögen an, um ihn unter denen, mit denen er Geschäfte gemacht, oder unter denen, die in unserem Hause verkehrten, zu entdecken; er stieß auf ein undurchdringliches Geheimniß. Er mußte warten, bis sich der Mann an dem von ihm bestimmten Tage selbst enthüllte.

Wir erwarteten diesen Tag mit größter Ungeduld. Endlich brach er an, es war ein Mittwoch. Den ganzen Vormittag lebten wir in Aufregung, und beim Frühstück war mein Vater außer Stande, auch nur einen Bissen zu genießen. Dann verlosch der Nachmittag, ohne uns auch nur die geringste Neuigkeit zu bringen.

Wir waren thätiglich verzwweifelt. Wir zürnten diesem Manne, der uns getrotet, wir waren enttäuscht, daß er sich unserer Dankbarkeit entzog. „Das ist Verachtung! Das ist Geringschätzung!“

Wir veranstalteten an diesem Tage ein Diner. Der erste Gast, der erschien, war unser Parastit. Meine Mutter, die ebenfalls nervös geworden war, empfing ihn sehr kühl. Er machte ein verlegenes Gesicht, als fühle er sich unbehaglich, so daß mein Vater ihn fragte:

„Mein lieber Guerauld, was haben Sie denn? Es ist Ihnen doch hoffentlich nichts Unangenehmes passiert?“ „Nein, nichts“, verfehlte er stammeln. „Aber entschuldigen Sie. . . ich möchte Sie etwas fragen. . . glauben Sie aber nicht, daß ich inbistret bin. Haben sich Ihre Geschäfte wieder vollständig gehoben?“

Mein Vater glaubte, er wolle um eine Unterstützung bitten, und da er entschlossen war, sie zu bewilligen, so erwiderte er in herzlichem Tone:

„Sie sind nie so glänzend gewesen, wie jetzt. Alles, was wir anfasten, verwandelt sich in Gold.“

„An diesem Falle“, flüsterte der gute Mann mit der demüthigsten Miene von der Welt, „darf ich Sie wohl daran erinnern. . . daß Sie gerade vor einem Jahr. . . drei Briefe erhalten haben, die. . . es war alles. . . was ich. . . was ich. . .“

Doch schon war ihm mein Vater um den Hals gefallen und küßte ihn herzlich, während meine Mutter und ich in der Erinnerung an die Nichtachtung und Geringschätzung, die wir ihm bezeugt, mit gefentem Haupte, roth vor Scham und Verwirrung, da standen. Nun, jetzt finden Sie es wohl begreiflich, meine Herren, daß ich eithum für die Parastiten im allgemeinen, und für die bescheidenen, die unbedeutendsten, die erbärmlichsten im besondern eine tiefe Sympathie und eine hohe Achtung hege!

Arbeitslos. Harter: „Diesen Morgen traf ich einen Kerl, dessen Arbeitsfchu schon bis an die Grenzen der Möglichkeit ging.“ Barter: „Tramp oder College-Student.“

Sowet erlebte. „Man hat zwei Mezzie zu dem Kranken gerufen.“ „Nun, und worauf haben sich dieselben geeinigt?“ „Jeder verlangt den gleichen Preis.“

Im Kreuzverhör. Anwalt: „Sie wollen also darthun, daß diese Anklage vollkommen unbegründet ist?“ Zeuge: „O nein, ich behaupte bloß, daß kein Körndchen Wahrheit an ihr ist.“

Unanständig. „Rauchen die türkischen Soldaten auch türkische Cigaretten?“ „Nein, falls.“ „Dann ist es kein Wunder, daß die Macedonier ihnen nicht Ständ halten können.“

Vorsichtig. Bobby: „Großmama, vergrößere Deine Augenlächer?“ Großmutter: „Ja, mein Kind.“ Bobby: „Dann sei so gut und nimm sie ab, wenn Du mir den Vie schneidest.“

Annonce. Schwarzer Dackel mit weißem Bauch, auf den Namen „Männchen“ hörend, ist entlaufen. Eine Belohnung wird dem Wiederbringer nicht zugesichert, weil er froh sein wird, wenn er das Vieh wieder los ist. A. Müller, Oberförster a. D.

Am Ersten. Ranichner: „Heute soll ich wieder kein Geld haben? Sie haben mir doch versprochen, wenn ich am Ersten komme, zu bezahlen?“ Student: „Das ist schon richtig, Sie sind aber heute nicht mehr der Erste!“

Biliger. Er: „Frauen spülen immer noch einen Becherglas, Geld auszugeben. Wenn sie eine Zeitung aufmachen, lesen sie zuerst die Anzeigen.“ Sie: „Na, Charles, das kommt noch immer billiger, als wenn Ihr Eure Rembrandtstube.“

Wie ich bereits gesagt, die Krisis ging zu Ende. Die 30,000 Francs reichten hin, um uns zu retten. Es fand ein glänzender Umschwung statt,